

IRINA LIEBMANN

Wäre es schön?
Es wäre schön!

Mein Vater Rudolf Herrnstadt



BERLIN VERLAG

An einem Spätsommertag des Jahres 1953 fährt ein schwarzer BMW aus Berlin in Richtung Süden. Neben dem Chauffeur sitzt ein Mann im hellen Trenchcoat, hinten eine junge Frau und zwei kleine Mädchen. Der Mann vorne sieht starr geradeaus. Von hinten kann man sehen, wie seine Kiefermuskeln sich bewegen, als ob er die Zähne zusammenbeißt, und das sieht aus, als ob er weinen müsste. Zwei Stunden lang oder drei.

Gestern noch hat er die größte Zeitung des Landes geleitet, er hat in der Komintern gearbeitet und für den Generalstab der Roten Armee, er hat das seltsame kleine Land, in dem dieses Auto sich südwärts bewegt, aus den Trümmern mit aufgebaut und Ulbricht entmachten wollen, jetzt ist das alles vorbei, und er schweigt und sieht starr geradeaus.

Haltung. Immer noch ist das ein gebräuchliches Wort, im Jahr 1953. Und ist es nicht ein militärischer Begriff? Ein Kommando? Ein Einatmen, ohne auszuatmen? Was hat sich nicht alles dahinter verborgen, darunter versteckt, wie viel Leid. Wir werden es niemals erfahren. Dafür war sie ja da, diese Haltung, das tiefe Durchatmen, das steinerne Gesicht und der Blick nach vorn.

Dieser Mann im Sommermantel damals, schweigend und sich nicht umwendend, war mein Vater Rudolf Herrstadt. Es war nicht nur seine Fahrt, nicht nur seine Niederlage. Es war unser Leben. Damals. Und ist immer noch unser Leben.

PROLOG

Es ist gewagt, über seinen Vater zu schreiben, wenn man sechzig ist, aber vorher ist es mir nicht eingefallen. Da wollte ich ein eigenes Leben führen, selbst gebaut und selbst verantwortet, und nicht die Tochter eines berühmten Mannes sein, nur das nicht!

Es ist ein sogenanntes emanzipiertes Leben geworden, aber nun, wo ich auf Eigenes zurückblicken könnte, sehe ich zu ihm. Mehr noch – alles, was ich geschrieben habe, die Bücher, die Dramen, die Lieder mit ihren unterschiedlichen Themen erscheinen mir wie Stückchen, abgebrochen von dem Ganzen, das ich ausgelassen habe, und in der Mitte davon steht er.

Das ist natürlich auch das Bild eines psychischen Schadens: Vaterkomplex. Auch deswegen, weil ich davon immer wusste, unterließ ich es, sein Leben in meiner Arbeit zu beschreiben, ich führte auch gern einen anderen Namen, aber manchmal erwähnte ich ihn im Gespräch, und wenn dann ein in der jüngsten deutschen Geschichte gebildeter Mensch gerade dabeistand, dann kam dieses: »Ach!«

Und sofort war er wieder da, dieser Mann, den eine Zeit lang alle gekannt hatten und über den sie nichts wussten oder zu wenig, der aber Beunruhigung hinterlassen hatte, eine Spur in der Luft sozusagen, die nur langsam verebbte.

Aber tat sie das überhaupt?

Bei einem meiner letzten Umzüge geriet mir wieder ein Kinderbild in die Hände: Ich selber im Sommerkleid, etwa vier Jahre alt. Dieses Foto steckte in einem ordentlichen Passepartout, Seidenpapier war drübergelegt und hinten auf der

Pappe ein Stempel der Fotografin: EVA KEMLEIN PRESSE-FOTOS.

Da ich oft umzog, war mir der Name der Fotografin mit den Jahren geläufig, also hörte ich hin, als einmal im Radio ein Gespräch mit ihr angekündigt wurde. Sie lebt noch, dachte ich, es gibt sie also wirklich. Ich suchte den Namen im Telefonbuch und fand ihn. Rief sie an und sie war da. Wir verabredeten einen Besuch.

Es war Februar. Sie wollte, dass ich abends komme. Trotz der Dunkelheit fand ich das Haus ziemlich schnell, ein billiges Mietshaus, die Wohnung weit oben, ich klingelte. Diesen Weg zu ihr war ich bereits wegen meines Vaters gegangen, warum nun auf einmal, das weiß ich nicht, es trieb mich an, dass sie ihn gekannt hatte, das hatte ich ihr auch als Begründung gesagt. Ich klingelte also – nichts rührte sich. Ein Hund bellte. Ich wartete eine Weile vor der Wohnungstür, dann klingelte ich wieder. War sie nicht da? Hatte sie mich vergessen oder Angst bekommen oder ging es ihr schlecht? Die Frau war dreiundneunzig Jahre alt und lebte allein.

Alles blieb still. Sie kam nicht. Nur der Hund bellte.

Ich stand noch eine Weile vor der Tür, dann wollte ich gehen, da schob sich die Tür einen Spalt auf. Da stand ein Gnom, eine kleine, bizarre Figur! Einen Meter dreißig vielleicht in der Höhe. Der Kopf hing herunter, der Körper verdreht, stützte sich auf einen Stock mit breitem Elfenbeingriff, und die Beine, die Beine! Voreinander zusammengekrumpelt und in orthopädischen Schuhen.

Als der Hund sich beruhigt hatte, konnte ich zusehen, wie sie sich vorwärtsbewegte – Zentimeter um Zentimeter. Sie hatte zehn Minuten gebraucht, um zur Tür zu kommen. So war das also.

Sie schob sich mit äußerster Kraftanstrengung voran.

– Tut es weh?

– Fragen Sie nicht.

Eine kräftige, tiefe Stimme kam aus ihrem Winzlingskörper.

Eva Kemlein konnte den Kopf nicht heben. Wenn sie mich ansah, sah sie von unten hoch, die Augen blickten nach oben aus einem hängenden Kopf. Sie freute sich!

Die kleine Wohnung hatte zwei Zimmer, der Tisch war gedeckt. Ein Abendbrot!

Dafür musste sie Stunden gebraucht haben. Sie brauchte ja viele Minuten, bis sie den Tisch nun auch wieder erreichte. In niedrigen Sesseln saßen wir dran, ich stand aber wieder auf, um den Tee zu kochen, und sah sie von hinten, so grau und den Kopf auf der Brust hängend, das kleine Figürchen – ein Geist, dachte ich, wie ein Geist!

Die Stimme passte gar nicht dazu.

– Ihr Vater ist hier gewesen, sagte sie, ohne dass ich fragen musste.

Im Mai 1945, genau an dem Tag, als sie mit ihrem Mann diese Wohnung bekommen hätten, da hätte ein Auto dort unten gehalten und Fritz Erpenbeck hätte vor der Tür gestanden und gesagt, er sei einer von den KPD-Leuten, die gerade aus Moskau zurück wären, und nun würden sie eine Zeitung machen und brauchten dafür einen Fotografen.

– Und im Auto, da saß Ihr Vater.

Er habe einen ungeheueren Eindruck auf sie gemacht, sagte Eva Kemlein, einen ganz unbeschreiblichen Eindruck.

Ich bat sie, genauer zu sein, aber das konnte sie nicht. Sie sei eben so einem Menschen vorher noch nie begegnet und später auch nicht mehr.

An dieser Stelle winkte ich ab, so sei ja meine Erinnerung auch, sagte ich, aber bei mir sei es der Vaterkomplex.

– Sie haben keinen Vaterkomplex.

Das sagte die kräftige Stimme aus dem uralten Menschen,

und weil diese Stimme ganz anders war als heute Stimmen sind, aus einer ganz anderen Zeit, war sie glaubwürdig, und zwar so sehr, dass ich mich schämte. Ich nannte ihn ja seit vielen Jahren im Stillen nicht anders als einen Deppen und einen Idioten.

– Das war der Anfang von unserem Ende.

Sie meinte seinen Sturz.

– Wir haben verloren. Vorläufig. Die Amerikaner haben gesiegt. Aber den Glauben darf man nicht verlieren.

Und in die Pause, die eintrat:

– Sie glauben doch noch daran?

Ich schwieg. Ich wollte sie nicht verletzen, sie war dreiundneunzig Jahre alt, sie war eine kranke Greisin, was konnte sie ertragen an Widerspruch? Ich schwieg.

– Man muss daran glauben.

Ich schwieg.

– Ihr Vater hat gewiss daran geglaubt.

Das stimmte. Seine Genossen hatten ihn umbringen wollen, sie hatten ihn aus ihrer Partei ausgeschlossen und Lügen verbreitet, zu Tode gehetzt, aber den Glauben hatte er behalten.

– Sehen Sie.

Ich sagte, ich hätte das immer als absurd empfunden. Und überhaupt: Im Radio damals hätte ich gehört, dass sie ihr Leben lang hier in Westberlin gewohnt hätte, aber im Osten gearbeitet. Als wir dort alle eingesperrt waren, wäre sie so hin- und herspaziert, wie hatte sie das fertiggebracht?

– Ich habe hier gewohnt und dort gearbeitet.

Aus solchen zwei Zimmern mit der U-Bahn zum Zoo und dann mit der S-Bahn zur Friedrichstraße, das war nicht der Westen, von dem wir geträumt hatten, das sah ich wohl, und doch – warum hat sie nicht im Westen gearbeitet?

– Für Adenauer??!!

– Es gab in der BRD keine politischen Gefangenen, keine

Folter und Kinder, die ihren Eltern weggenommen wurden so wie in der DDR, immerhin.

– Davon wusste man nichts.

– Sie haben es nicht geglaubt.

– Natürlich nicht. Und nach einer Pause: Wir wollten ja rüber. Aber die Partei hat verlangt, dass wir im Westen wohnen bleiben, um die demokratischen Kräfte zu stärken.

– Na, sagte ich zufrieden, ich war nie in einer Partei.

– Mich haben sie 1952 ausgeschlossen.

– Und? Haben Sie auch so darunter gelitten wie mein Vater?

– Ach wo! Da musste man ständig Versammlungen haben und irgendwelche Verpflichtungen. Ich bin Künstlerin! Keine Zeit für so was!

– Aber im Osten zu arbeiten, das war doch auch schlecht mit dem Geld.

– Natürlich war es schlecht, und ich habe ja auch nichts. Aber das waren meine Leute, ja. Meine Familie. Dort habe man sie übrigens auch immer loswerden wollen, aber es habe immer Genossen gegeben, die ihr eine kleine Arbeit verschafft hätten.

– Aber es wurde doch immer schlimmer dort drüben!

– Die Funktionäre haben alles verdorben.

– Ich bin weggegangen von dort, das sagte ich vorsichtig, ich wollte sie nicht verletzen.

– Aber Sie sind wiedergekommen!

– Berlin. Für mich ist es Berlin.

Wir schweigen eine Weile, dann sagt sie so leise, dass ich es kaum verstehe: Der Antifaschismus. Es war wegen dem Antifaschismus.

– Ja, sage ich, der unehrliche Antifaschismus, und wieder ist lange Pause.

Sie sitzt da, gekrümmt, mit hängendem Kopf, ringsherum Bilder an den Wänden, Fotos. Viele davon zeigen denselben

Mann, sieht aus wie ein Schauspieler, sieht schön aus, ein blonder Siegfried mit wehenden Locken.

– Wer war das?

– Der Stein.

Folgt die Geschichte des Mannes Werner Stein, tatsächlich ein Schauspieler, aber auch Regisseur, sie war ja Theaterfotografin, so hat sie ihn kennengelernt in den vierziger Jahren, nachdem sie sich von dem ersten Mann mit dem Namen Kemlein scheiden ließ, weil der die vielen Schwierigkeiten wegen der Mischehe nicht aushielt, sie war ja jüdisch. Der Stein aber auch, und als ihre Mutter abgeholt wurde, musste sie sich verstecken, und der Stein ging mit ihr zusammen, denn er liebte sie ja. Das war im Februar 1942.

– Wir haben uns drei Jahre versteckt.

– Drei Jahre?

– Jede Nacht woanders, ja.

– Bis 1945?

– Ja.

– Zu zweit?!

– Ja.

Ich kann es nicht glauben, sie nennt Namen, Adressen, Bruchstücke von Erinnerungen – ein Zaun zur Lietzenburger Straße, ein Zimmer in einer Gemeinschaftswohnung, aber es sind nicht drei Jahre Angst und Flucht, die sie erzählt, sondern drei Jahre Liebe, und immer von ihm – der Stein!

Er hat tagsüber bei Leuten Sessel gepolstert, so verdiente er Geld zum Leben, gekauft wurde, was ohne Marken zu haben war, meistens Weißkohl, die U-Bahn und S-Bahn haben sie nicht benutzt, wegen Geld und wegen der Razzien, sie sind durch Berlin nur gelaufen, immer gelaufen und immer zu zweit, und als Sozialist war er so überzeugt von der glücklichen Zukunft für alle, das stand für den ganz unumstößlich fest.

– In dieser Zeit?

– Gerade in dieser Zeit.

– Morgens nicht wissen, wo man abends schlafen wird und ob man sich wiedersieht, und überall konnten Sie verraten werden, war es so?

– Unsere Freunde haben uns nicht verraten.

– Haben Sie nur bei Freunden gewohnt?

– Nein! – Ganz unbekannte Leute seien es manchmal gewesen, hier ein Tipp, da ein Tipp, es habe überall Genossen gegeben, aber viele hätten auch einfach zeigen wollen, dass sie gegen die Nazis sind.

– Sie haben viel Vertrauen gehabt.

– Ja.

– Sie hatten mehr Vertrauen als Angst?

– Ja.

Dann spricht sie wieder über den Stein. Wie unvergleichlich er gewesen wäre, voller Ideen und Begeisterung und felsenfest überzeugt vom Sieg der Sowjetunion.

– Wir haben über die Zukunft gesprochen. Mit ihm hatte man keine Angst. Solche Menschen hätte es damals gegeben, aber: Das lässt sich nicht mehr vermitteln.

Wie gut sie das gesagt hatte: Das lässt sich nicht mehr vermitteln.

Deswegen saß ich ja hier. Weil es etwas gab, was sich nicht mehr vermitteln ließ.

Sie hatte es mir erklären sollen. Rudolf Herrstadt. Aber das konnte sie nicht. Stattdessen setzte sie gleich einen zweiten daneben, ebenfalls unerklärlich. Aber wahr. Mit Sicherheit wahr. Man sah es ja, dass es die Wahrheit war.

Nur eben – was war das gewesen? Was hatten die, was wir nicht haben?

Dabei hatte ich es vor Augen, die kleine Wohnung, voll mit Skizzen, Radierungen, Fotografien, alles Geschenke befreundeter Künstler, dazu Evas Fotos: Ernst Busch vor allem, Helene

Weigel, und überall an den Wänden ihr Mann Werner Stein. Ein Sofa dazu und ein Bett und ein Tisch und ein Schreibtisch – das war's.

Bücherregale.

In so einer Wohnung könnte ich mich blind zurechtfinden, solche Wohnungen kannte ich von klein auf, es waren die Wohnungen der zurückgekehrten Emigranten, der Leute, die nichts mehr besaßen, aber Freunde und Ideale, und sie konnten auch alle etwas, sie haben immer gearbeitet.

– Wir wollen Wein trinken, sagte sie.

Ich öffnete die Flasche Rotwein, die auf dem Tisch stand, wir tranken auf unsere Begegnung und aßen belegte Brote.

Sie konnte nicht wissen, dass ich gerade vom Totenbett aufgestanden war, operiert und zusammengenäht. Sie wunderte sich nur, dass ich so vorsichtig trank und gegen zehn Uhr nach Hause wollte.

– Warum so früh?

Als ich schon den Mantel angezogen hatte, stand sie im Türrahmen. Sie sagte: Wann haben Sie es erfahren?

Seltsamerweise wusste ich sofort, was sie meinte. Stalin.

– Wir haben es nicht geglaubt, sagte sie. Wir haben es lange nicht geglaubt.

Übrigens hätte der Stein immer gesagt: Warte ab, wenn die deutschen Genossen aus Moskau kommen, da wirst du Menschen kennenlernen, die du noch nie gesehen hast. Aber als die dann in Berlin waren, da seien sie wie ein Eisblock gewesen.

Ich fragte, ob das auch für meinen Vater gelte, und wieder sagte sie, wie außergewöhnlich er auf sie gewirkt habe.

Ich hätte auch nicht fragen müssen, denn sie bedankte sich immer wieder für diesen Besuch. Es sei etwas ganz Besonderes für sie, und sie hätte es nie geglaubt, das zu erleben – noch einmal eine Berührung mit Rudolf Herrnstadt.

So waren wir am Ende des Abends wieder an seinem Anfang angelangt, und ich wankte nun regelrecht raus in die Kälte, ins Freie und Dunkle.

Diese Zwergin war ein Gigant in Wirklichkeit, mit ihrer kräftigen Stimme und den klar formulierten Sätzen. Und ich? Wieder ein Blatt im Wind.